

010:06

AUF DER SUCHE.

Wer bin ich?
Und wenn ja,
wo?



„Was bin ich?“ – diese Frage war nicht nur der Titel eines TV-Ratespiels in Deutschland. Sie ist auch seit Jahrhunderten der Kern des Sinnens und Trachtens der Philosophie. Und auch die moderne Hirnforschung ist dem Geheimnis des Ichs auf der Spur. Das Tückische ist nur: Dieses „Ich“ löst sich in Luft auf, sobald man es dingfest machen möchte. Es verhält sich ähnlich wie unser Interviewpartner, dem wir wochenlang hinterherliefen – terminlich. Mit einem Unterschied: Richard David Precht haben wir schliesslich doch zu fassen bekommen.

pending: Herr Precht, vor der Entdeckung der Psychoanalyse hat sich vor allem die Philosophie darum bemüht, Antworten auf die Frage nach dem „Ich“ zu finden. Heute nimmt sich die Hirnforschung dieses Themas an. Ist die Hirnforschung dem Ich näher auf den Fersen als, sagen wir, der Philosoph René Descartes?
Richard David Precht: Ich würde sagen, sie ist verschiedenen Ichs auf den Fersen. Viele Hirnforscher neigen heute der Ansicht zu, dass es nicht ein Ich gibt, sondern viele verschiedene Ich-Zustände. Zum Beispiel ein „Körper-Ich“, das weiss: Das ist der Körper, in dem ich lebe. Oder ein „Ich als Erlebnissubjekt“, das mir sagt, dass meine Sinneseindrücke und Gefühle meine eigenen sind. Oder ein „selbstreflexives Ich“, das es mir ermöglicht, über mich nachzudenken. Das sind nur ein paar jener Ichs, die die Hirnforschung ausgemacht hat. Aber einen sogenannten „Ich-Apparat“, den sie den Philosophen vor die Nase legen könnten, um zu sagen: „Hier, das ist es!“ – den haben sie nicht gefunden.

Dann gilt nach wie vor der berühmte Satz Descartes: „Ich denke, also bin ich“?
Descartes war der erste Philosoph, der sich die gleiche Frage stellte, die auch die moderne Hirnforschung umtreibt: „Woher weiss ich, wer ich bin?“ Descartes sagte: „Ich kann das nur durch mein Denken wissen.“ Trotzdem hatte Descartes' Beweisführung Schwächen. Er hatte nämlich die Rechnung ohne den Körper gemacht. Was das „Sein“ bedeuten könnte, dazu fiel ihm nicht viel ein. Aber die moderne Hirnforschung hat bewiesen: Körper und Geist lassen sich nicht trennen.

Die Hirnforschung versucht, dem Ich, dem Selbstbewusstsein, mit Experimenten auf die Spur zu kommen. Sie untersucht zum Beispiel sogenannte „Schaltkreise“ in Hirnarealen ...
... was uns immerhin so weit gebracht hat, dass wir Descartes' Überlegungen und die Erkenntnisse der modernen Hirnwissenschaft inzwischen in Einklang miteinander bringen können.

Da bin ich neugierig.
Um festzustellen, wie mein Gehirn funktioniert, und um zu beschreiben, wie meine

Sinne und meine Nervenzellen mir ein Bild von mir selbst zuspiegeln, muss ich diese Gedanken denken. Wenn ich also sage, dass einzig und allein mein Denken mir eine Vorstellung von meinem Sein gibt – dann ist Descartes' Satz im Lichte der heutigen Erkenntnisse richtig.

Sie meinen also, auch Hirnforscher denken, und nur weil sie dies tun, kommen sie überhaupt auf die Idee, so etwas wie ein Ich zu suchen?

Sagen wir so: Das Gehirn denkt, und es erzeugt damit mein Ich, das denkt, dass es denkt.

Ich denke, dass ich denke ... Mir scheint, weder die Philosophie noch die Hirnforschung können dieses unsichtbare, nicht zu greifende Ich fassen.

Genau das ist das Philosophische daran! Wir haben es mit einem Dilemma zu tun. Der Wiener Philosoph und Physiker Ernst Mach kam schon 1855 zu der Erkenntnis, dass man eigentlich den „Tod des Ichs“ feststellen müsste.

Er ging spazieren, als ihm diese Idee kam.
Ja, er ging an einem Sommertag so vor sich hin und empfand plötzlich, dass die Welt mitsamt seinem Ich nichts als eine einzige, zusammenhängende Masse von Empfindungen sei. Damit hatte er der wissenschaftlichen Disziplin der Sinnespsychologie den Boden bereitet. Aber für ihn persönlich hatte das Konsequenzen. Ab diesem Moment hatte er grösste Schwierigkeiten, zu sich selbst „Ich“ zu sagen.

Hat er das Ich aus seinem Vokabular gestrichen?
Natürlich nicht. Er kam zu dem Schluss, dass es im menschlichen Gehirn kein Ich gibt, sondern nur einen Wust von Empfindungen, die sich wiederum in einem regen Austausch mit der Aussenwelt befinden.

Deshalb wohl tat Mach den legendären Ausspruch: „Das Ich ist unrettbar.“
Und der hatte Gültigkeit, bis die moderne Wissenschaft der Psychologie auf den Plan trat. Die Psychologie begann Fragen nach dem „Ich-Gefühl“ und nach dem „Selbst“ zu stellen.

Und, konnte sie sie Ihrer Meinung nach beantworten?
Genauso wenig klar und einfach wie die Hirnforschung.

Dann würden Sie Ernst Mach zustimmen?
Er hatte meiner Ansicht nach vollkommen Recht mit der Annahme, dass das Ich eine Illusion sei. Und ich frage Sie: Wie müsste eigentlich ein solches Ich aussehen, das einen Hirnforscher oder einen Psychologen

zufriedenstellen würde, und von dem man behaupten könnte: „Ja, dies hier ist das Ich!“

Das war eigentlich meine Frage an Sie!
Und ich kann nur wiederholen: Es gibt kein solches Ich-Zentrum. Die meisten Philosophen haben das auch nie geglaubt. Ausser Descartes hat sich nie ein Philosoph mit der Antwort auf die Frage nach dem Ich festlegen wollen. Schauen Sie sich doch einmal Immanuel Kant an. Der hat sich besonders nebulös ausgedrückt und behauptet, das Ich sei „ein Gegenstand des inneren Sinnes“. Das hilft auch nicht unbedingt weiter.

Ein „Gegenstand“. Hübsch.
Trotzdem finde ich es sehr erfreulich, dass man selbst mit den ausgetüfteltsten Methoden der Hirnforschung dieses Ich nicht dingfest machen kann. Ich finde das Fazit der modernen Neurowissenschaften, dass es ein Ich-Zentrum nicht gibt, sehr schön. Schon der Anatom Rudolf Virchow hat sich Ende des 19. Jahrhunderts einen Spass daraus gemacht, festzustellen: „Ich habe Tausende von Leichen seziiert, aber ich habe nirgendwo eine Seele gefunden.“ Und da kann ich nur sagen: Gott sei Dank!

Aber so einfach, scheint mir, wollen Sie es sich trotzdem nicht machen. Schliesslich haben Sie gerade ein 400-Seiten-Buch zu diesem Thema geschrieben. Und darin steht zu lesen: „Das Ich wird irgendwie permanent erlebt.“
Was ja unbestreitbar ist. Trotzdem finde ich es eine schöne Nachricht, dass man das Ich als Ganzes, Fassbares bisher weder finden, noch in seine Einzelteile zerlegen und damit entzaubern konnte.

Und welchen philosophischen Schluss dürfen wir daraus ziehen?
Ich würde folgendes Motto vorschlagen: Über das Ich redet man nicht, man hat es.

RICHARD DAVID PRECHT ist Autor und Publizist und lebt in Köln. Er wurde 1964 in Solingen geboren, studierte Philosophie und promovierte über den Schriftsteller Robert Musil. Sein: *Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?* – Eine philosophische Reise schaffte es im Sommer auf Platz 1 der Bestsellerliste des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL. Unsere Frage, wie er sich den Erfolg seines Buches erkläre, liess er unbeantwortet. Infos zum Autor: www.lenin-film.de

KATJA MUTSCHELKNAUS lebt als freie Autorin in München, katja.mutschelknaus@web.de, Fotograf **JENS KOMOSSA** in Berlin.